

Nachleben bedeute. Nach seiner Ernennung zum Ober-Oberrichter hat er diese Vorstellungen fortgesetzt. Jedemal konsultierten die erzielten Anguren mit unerschütterlicher Schreibereile die Höhen der Respektabilität, das in England noch über dem Rammon thron, und jedesmal schüttelte es naserümpfend den Kopf über das Geschick zugunsten einer Frau, die einen Liebhaber gehabt hatte, und der also alles zuzutrauen war. Nach fünfzehn Jahren hat man jetzt endlich Recht für „Snade“ ergehen lassen und Florence Maydricks wandelnde Ruine in Freiheit gesetzt.

Ihr Mann war ihr mit dem bösen Beispiel ehelicher Untreue vorangegangen. Das trat in der Prozeßverhandlung klar zutage. Weder den Geschworenen noch dem Richter erschien deswegen ihre Befehlung im milderen Rechte. Ganz im Einklang mit der landläufigen Auffassung, die dem Mann jede Befriedigung ungezügelter Paschankünfte nachsicht, der Frau dagegen keinen Schritt vom Wege verzeiht. Die Frauen können an sich ganz zufrieden damit sein, von den Männern auf diese Weise mittelbar als stützliche Geschöpfe höherer Ordnung anerkannt zu werden, für die der laze männliche Maßstab nicht taugt. Woher aber nehmen dann die Männer, als ihrer eigenen Schätzung nach ethisch inferiore Wesen, das Recht überhaupt, über Frauen zu Gericht zu sitzen, da doch offenbar nur der moralisch höher Stehende ein maßgebliches Urteil über einen anderen abgeben kann?

Vermischtes.

Der dritte Mann. Der „Frl. Ztg.“ wird folgendes mitgeteilt: In der vergangenen Woche machte ich wieder einmal die Heberfahrt von Harwich nach Blisfingen. Es war während einer zauberhaft schönen Sommernacht. In dem breiten Streifen des Kielwassers tanzte der Mondenschein in tausend Reflexen. Nicht das leiseste Lüftchen wehte. Kein Laut war vernehmbar als das gleichmäßige Arbeiten der Schraube und das leise Anklatschen der Wogen an die Schiffswand. Kein Wunder, daß mehrere Passagiere es vorzogen, die herrliche Nacht auf dem Verdeck oder in dem eleganten Rauchsalon zu verbringen, als in den schier tropische Glut ausstrahlenden Kabinen einen unruhigen Schlaf zu suchen. Auf dem Deck bildeten wir, in den bequemen Liegestühlen zu verbringend, eine recht schweigsame Gruppe. Ein Franzose mit nachtschwarzem Haar, ebensolchen Augen und einem Gesicht, das unbestimmte Erinnerungen in mir erweckte, verhielt sich ziemlich vergeblich, eine natürlich französisch geführte Unterhaltung in Fluss zu erhalten. Rechts und links von uns saßen Engländer, die entweder nicht französisch verstanden, oder nach der Sitte ihres Volkes sich ohne Not einer fremden Sprache nicht bedienen wollten. Mir gegenüber stand an einem Deckaufsatz gelehnt ein kleiner gelber, flug blinder und lärisch durchsichtiger Japaner. Plötzlich sprach der Franzose mich deutsch an: „Mein Herr, Sie sind Deutscher, und ich glaube Sie zu kennen!“ Mit wenigen Worten war festgestellt worden, daß wir zusammen das Gymnasium in der kleinen norddeutschen Residenz Bielefeld besucht hatten. Wir rüdten näher zusammen und tauschten frohe Erinnerungen an gemeinsam erlebte Stunden aus. So kamen wir auch auf die Abende zu sprechen, die wir — obgleich uns das damals streng verboten war — beim Statspiel zugebracht hatten. — „Wie schade“, meinte mein Franzose, „daß uns heute abend der dritte Mann fehlt; ein tüchtiger Dauerstakt war das beste Mittel, die Nacht hinzukriegen.“ — Da löste sich die zierliche Gestalt des Japaners von der Wand los. Er trat auf uns zu und begann nach höflicher Verbeugung in etwas freierem Deutsch: „Wenn die Herren gestatten, würde ich mich gern an ihrem Spiel beteiligen. Karten habe ich bei mir!“ — Auf unsere etwas verdutzten Fragen erfuhr wir nun, daß unser so unerwartet gesandener „dritter Mann“ in Berlin studiert und sich Kenntnis des edlen Statspiels angeeignet hatte. Schnell wurde das Halbdunkel des Ver-

deck mit dem glänzend erleuchteten Rauchsalon vertauscht. Das bewundernswürdige Spiel zwischen Japan, Frankreich und Deutschland begann und währte die ganze Nacht. Als der Morgen graute und die Küste Hollands aus dem Meere aufstieg, da waren Frankreich und Deutschland geschlagen. Obgleich wir ganz solide um 1/2 „geschuftert“ hatten, konnte der Sohn des Ostens einen Gewinn von 8 Schilling einstecken. — „Das ist für unsern Kriegsfonds“, sagte er mit verbindlichem Nicken, als wir uns Abschied nehmend die Hände schüttelten.

Eine Ballonfahrt, wie sie phantastischer und tollkühner selbst ein Jules Verne nicht auszumalen vermöchte, unternahm am Sonntag ganz gegen ihren Willen neun Personen verschiedener Lebensstellung und verschiedenen Alters mit dem Luftschiffer Vaire. Man berichtet darüber aus Paris: Der Fesselballon des Bergnigungs-Lokals „Printania“ an der Porte Maillot bestand sich nämlich gerade mit sieben Männern, einer Dame und einem Knaben an Bord in den Lüften ungefähr 300 Meter hoch, als die langersehnten Gewitterwolken am Horizont sich aufstürzten. Herr Vaire, der Gefahr witterte, gab das Zeichen zum Herabziehen des Ballons; aber bevor das Luftschiff die sichere Erde wieder erreicht hatte, folgte ein ortsanartiger Windstoß als Vorbote des Gewitters über Paris und Umgebung weg. Ein zweiter noch stärkerer folgte ihm; der Ballon, der sich ungefähr noch 10 Meter hoch befand, wurde hin und her geschüttelt, lehnte sich plötzlich seitwärts im rechten Winkel zu dem Stabel und dieses rief infolge der furchtbaren Spannung. Mit unzulässiger Geschwindigkeit gleich einer abgeschossenen Kanonenkugel fuhr der Ballon in die Höhe und durch die inzwischen hinaufgezogene dicke Wolkenwand hindurch. Nach der einen Schätzung hätte er die Höhe von 5000 Meter erreicht, nach anderer nur 2000. Es ist erstaunlich, daß keiner der Insassen die Gefährdung verlor und daß sich alle den fallblätigen Anordnungen des Luftschiffers fügten und an die Seile klammerten, da das Verbleiben in der Gondel den sicheren Tod herbeiführt hätte. Während der Ballon nach der Gegend von Cligny saufte, suchte der Luftschiffer das Ventil zu öffnen, was ihm aber nicht ganz gelang, so daß einer der Insassen, der junge Dragoner Schulmeister, der noch nie eine Ballonfahrt gemacht hatte, mit bewundernswürdigem Mut bis an die Hülle des Ballons hinaufkletterte und dort das obere Ventil zurückstieß. Nun saß der Ballon pfeilgeschwind, aber blieb in halber Höhe stehen und ließ sich weiter vom Winde fortstreifen. Man kletterte der Dragoner an Anordnung des Luftschiffers mit einem Messer in den Zähnen hinauf, und machte verschiedene große Einschnitte in die Seile der Ballonhülle. Er schnitt aber zu stark, so daß der Sturm in die aufgeschnittenen Spalten drang und die ganze Hülle zerriss. Die Insassen des Ballons schienen unrettbar verloren, da das Luftschiff jetzt fast senkrecht hinabsank. Entsetzt verfolgten die Bewohner von Cligny und Rantieres dieses Drama der Hölle. Statt aber aufzuprallen, wurde der Ballon zum allgemeinen Erstaunen mehrfach wieder in die Höhe geschleudert und begann langsam, wenn auch immer noch mit gefährlicher Wucht zu sinken. Durch einen Zufall, den man fast als Wunder preisen darf, hatte sich nämlich die zerissene Ballonhülle unter dem kleinen inneren Ballon zusammengefallen und bildete somit eine Art Fallschirm. Dank diesem Umstande erreichte der Ballon nach mehrmaligem Schlenkern und Aufstoßen die feste Erde, in einem Garten von Cligny, wo man alle Insassen lebend herausziehen vermochte. Der Schrecken hatte sie aber so erschüttert, daß man ihre Hände nur mit Mühe von den Stricken und von dem Grunde der Gondel, in welche die Frau und das Kind sich mit den Nägeln festgearbeitet hatten, loszureißen vermochte. Einige liefen, als ob sie vom plötzlichen Bahnhalt verlorren wären, davon; nur zwei sind ernsthaft aber durchaus nicht lebensgefährlich verwundet. Alle anderen sind mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Vergessen wird jedenfalls keiner der

Passagiere diese abenteuerliche tollkühne Fahrt durch die Gewitterwolken und über sie weg.

Wie man den Eisenbahnstus preßt. In der „Frankf. Ztg.“ wird das Gistörchen einer Weite erzählt, die ein schlauer Mann dahin machte, er wolle es fertig kriegen, ohne Billet jeden Bahnhof zu verlassen und noch Entschuldigungen des Stationsvorstehers zu bekommen. Er hat sich nur die Fahrkarte eines Mitreisenden einen Moment zur Ansicht aus und bemühte diese Gelegenheit, um auf die Rückseite die Anfangsbuchstaben seines Namens zu schreiben. Dann gab er das Billet zurück, ohne daß jener etwas gemerkt hatte. Als der Zug hielt, stieg er aus, ging auf dem Bahnsteig auf und ab und wartete, bis alle Reisenden den Wagen verlassen hatten. Als letzter kam er zu dem Kontrollbeamten und wollte, ohne ihn zu beachten, hindurchgehen. „Ihre Fahrkarte?“ „Die habe ich Ihnen ja vorher gegeben; entlassen Sie sich nicht, daß ich dann noch einmal zum Zuge zurückging, weil ich etwas vergessen hatte?“ Natürlich entsann sich der Beamte nicht und wurde böse. Der Fahrgast wurde noch wütender und verlangte, zum Stationsvorsteher geführt zu werden. Dort befragte er sich über den Beamten und erklärte, er könne glücklicherweise den Beweis liefern, daß er sein Billet abgegeben habe. Denn es sei seine Gewohnheit, auf die Fahrkarte stets die Anfangsbuchstaben seines Namens zu schreiben. Die abgegebenen Karten wurden nachgesehen, und der freche Bletter verließ unter lebhaften Entschuldigungen des Stationschefs wegen der ihm widerfahrenen Belästigung den Bahnhof.

Ein aufsehenerregender Ehecheidungs-Prozeß findet in Pest vor einem dortigen Gerichtshofe statt. Den Prozeß hat Baronin Helene Schöfberger nach 18jähriger Ehe gegen ihren Gatten Baron Viktor Oeffermann angestrengt. Baronin Schöfberger war vor nahezu 20 Jahren die Heldin eines aufsehenerregenden Liebesromans. Die Dame wurde damals in Karlsbad mit dem jetzigen ungarischen Reichstagsabgeordneten Dr. Rosenbergs nach polnisch-jüdischem Ritus geiraubt. Als das junge Paar heimkehrte, wurde die Ehe als in Ungarn ungültig erklärt und Baroness Schöfberger mußte in das Elternhaus zurückkehren. Einige Monate später verheiratete sie sich mit dem Grafen Ludwig Batthyány. Die Ehe währte jedoch nur kurze Zeit, da es zwischen dem Grafen und Dr. Rosenbergs zu einem Pistolenduell kam, in welchem Dr. Batthyány fiel. Nach dem Tode Batthyáns vermählte sich die Baronin dann mit Baron Oeffermann, von dem sie sich nun scheiden lassen will.

Kaviar fürs Volk. Aus Elbing, 20. Juli, wird der Nat.-Ztg. berichtet: Ein Riesenfisch, im Gewicht von 238 Pfund, wurde dieser Tage von einem Passagier Fischer im Frischen Haff gefangen. Das Glas wurde einem ganz armen Menschen zuteil. Der Fisch repräsentiert einen Wert von 200 bis 300 Mk. Er enthält 15 Kilogramm des feinsten Kaviars. Der wertvolle Fisch wurde von einem Elbinger Fischhändler angekauft.

Marktbericht.

Meißen, 30. Juli 1904. Butter 1 Kilo Mk. 2,32 b. 2,60, Ferkel (102 Stk.) 1 Stk. Mk. 6,00—12,00, Huhn, jung, 1 Stk. Mk. 0,70—1,00, Huhn, alt, 1 Stk. Mk. 1,80—2,00, Tauben 1 Paar Mk. 0,50 bis Mk. 0,80, Ente 1 Stk. Mk. 3,00—0,00, Rebhuhn 1 Stk. Mk. 0,00 bis 0,00, Truthahn 1/2, Ko. Mk. 0,90—0,00, Kaninchen 1 Stk. Mk. 0,60 bis Mk. 0,80, Gase 1 Stk. Mk. 0,00—0,00, Gans 1/2, Kilo Mk. 0,85.

Getreidepreise am 30. Juli 1904.

	per 100 Kilogramm	geringe Qualität	mittlere Qualität	gute Qualität
Weizen	—	—	—	17,40 17,80
Roggen	—	—	—	12,80 13,20
Gerste	—	12,00	13,00	—
Hafers	—	13,00	13,80	13,90 15,00

Der Australier.

Roman von G. B. Hornung.

96) (Nachdruck verboten.)

„Nicht so gut wie ich, sollte ich meinen!“ antwortete der andere trocken und mit der ruhigen Unverwundlichkeit vollständiger Sicherheit. „Aber Sie sind jetzt wirklich der dritte Herr?“

„Wie Sie wollen — und für alle, denen Ihr das Gegenteil beweisen könnt.“

Der australische Herr auf einem Auszug in die Heimat? Eh? Gut, sehr gut! Und Guter Name ist Miles?“

„Es ist Euch Gutes das wert, einen anderen darauf zu machen?“

Der andere schob seinen Kopf vor, und die lässigen Augen glühten in feindseligem Feuer. „Ihr verliert nicht viel Zeit, um mit Erhebungen hervorzukommen“, knurrte er, „Ihr thutet besser, etwas damit zu warten, am Ende bin ich schwerer, als Ihr denkt, in Angst zu setzen. Wenn ich nun wage, das Gegenteil zu beweisen und Euch Gutes rechten Namen zu geben? Habt Ihr ihn verneint? Dann will ich Euch davon erinnern, und Guter Freund, der „Volks“, soll ihn auch hören, nun, wo er so nahe ist. Wie ist er eigentlich? Edward Ryan, vorher Red der Landstreicher, oder — und über die ganze Welt bekannt, er ist —“ Miles unterbrach ihn mit einer schnellen, rasigen Bewegung, indem er zugleich seine linke Hand ruhig in seinem Rock gleiten ließ. Er schaute nach seinem Revolver — und er war nicht da. Jetzt erinnerte er sich des Umstandes, der ihn gezwungen hatte, ihn bei Seite zu legen. Es schien ihm wie ein Verhängnis; monatelang war die Waffe nicht aus dem Bereiche seiner Hand gewesen, jetzt zum ersten Mal brauchte er sie und war wie gelähmt, sie nicht vorzufinden. Er gewann seine Fassung sofort wieder, aber nicht so schnell, daß seine Betroffenheit nicht bemerkt und in schlauer Weise ertastet worden wäre. Dem anderen die

Hand schwer auf die breite, runde Schulter legend, sagte er einfach und ausdruckslos: „Schweig.“

„Dann laßt uns weitergehen.“

„Wohin?“

„Wo wir reden können.“

Der Mann zeigte auf eine breite Oeffnung, dem Wege gegenüber, von dem sich dort ein neuer abzweigte; der Fleck, auf dem sie standen, war gerade der Mittelpunkt eines Kreuzes, dessen Längsachsen der Weg war, der mit dem Fluß parallel lief.

„Sehe wohl“, sagte Miles mit argwöhnischer Hinterlist, „aber ich muß erst zurückgehen und mich auf irgend eine Weise entschuldigen, sonst werden sie nach mir suchen.“

„Dann werde ich, während Ihr Euch entfernt, Euren Freund, dem Volkherrn, eine vertrauliche Mitteilung machen.“

Miles stieß einen Fluch aus und schritt über den Weg und gerade weiter. Hier brannten keine Lampen, keine Häuser, kein Licht waren hier zu erblicken, nur rechts eine hohe Decke und links vereinzelte Büsche mit Heidekraut dahinter.

Sie gingen schweigend weiter, bis zuletzt Miles unwillkommener Begleiter anfang:

„Es ist nicht schön von Euch, so in Eile zu sein. Ich habe Euch entdeckt, warum wollt Ihr nicht das Beste daraus machen?“

„Was soll ich für Euch thun?“ fragte Miles so sanft, als wenn der Mann an seiner Seite ein gewöhnlicher Weiler von der Landstraße wäre.

„Ihr werdet es bald hören. Thut mir leid, Euch so in Verlegenheit zu setzen, aber wenn Ihr Euch nicht für einen ansäbel, der Ihr nicht seid, würdet Ihr es nicht so fühlen. So laßt Ihr, Red Ryan, den Feinden spielen hat keine Schwatzen. Wäre es nicht roh, wenn Ihr mir kein Gehör gäbt, nachdem ich die ganze geeignete Welt nach Euch durchtreibt habe?“

„Ihr seid also gerade gelandet?“ fragte Miles und fügte nach einer Pause hinzu: „Ich hoffe, Ihr wäret tot.“

„Danke“, erwiderte der andere mit demselben rohen Spott, den er von Anbeginn gezeigt hatte. „Als einer von denen, die Gutes für Böses thun, kann ich sagen, daß ich noch nie so froh war wie gestern, als meine Augen Euch plötzlich — lebend und sicher — erblickten.“

„Gestern? — wo?“

„Thut nichts zur Sache, wo. Aber ich bin nicht eben erst gelandet. Verwundert?“

Miles lächelte Miles stehen. Sie waren wieder in die Region der Wälder und Häuser gekommen; der Weg war nicht mehr dunkel und einsam, er hatte die Landstraße, die nach Kingston führt und sich nachher rechts in Windungen verliert, durchschritten. Jetzt war die Grenze links die weiße Umsäumung der Bahnlinie, und rechts, weit drüben, reiste eine Reihe heller Häuser den Bahnhof von Lebbington an.

„Keinen Schritt weiter“, sagte Miles.

„Was, nicht nach dem Bahnhof? Wie können wir reden?“

„Ihr seid ein größerer Narr, als ich annahm“, sagte Miles geringschätzig.

„Ja? Nun, mir ist es gleich. Ich werde Euch das sagen, was ich mir vorgenommen habe, wo es auch ist“, war die natürliche Antwort. „Wenn Ihr in mein Quartier kämet, würde uns keine Seele stören. Hier können wir nicht sprechen.“

Miles sparte.

„Fünf Minuten weiter ist ein Platz, den ich jedem anderen vorziehen würde“, sagte er dann. „Wollt Ihr vernünftig sein, mein guter Junge, so will ich dort anhören, was Ihr mir zu sagen habt.“

Der Mann wandte sich um, sah scharf nach der Richtung, woher sie gekommen waren, und willigte ein.

(Fortsetzung folgt.)